Der Wilddieb.

Novelle von B. Schultz.

Nun wußten sie's auch im Zuchthaus zu Ewerdingen, daß Krieg war, der Feind über die Grenzen gebrochen, daß in Ost und West Kanonendonner erdröhnte und Alldeutschland zu den Waffen eilte. Sogar den stumpfesten unter ihnen, den halb blöden „Stammgast", wie sie den zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilten Alten nannten, von dessen Geschick sie übrigens sonst nichts wußten, hatte es gepackt, daß er, der sonst mit einer fast aufreizenden Gleichgültigkeit von früh bis spät an der Hobelbank stand, beim Schritt vorbeimarschierender und die „Wacht am Rhein" singender Bataillone plötzlich aufgehorcht und ein paar Takte mitgesungen hatte, bis ihn ein mehr verwunderter als mahnender Anruf des Aufsehers mit einem verlegenen Grinsen verstimmen gemacht. Und eines Tages war mitten unter ihnen in der Werkstatt eine Schwester mit einer Roten Kreuzbinde am Arm erschienen und hatte sie um ein Scherflein zum besten derer gebeten, die da draußen auf blutigem Feld für Heimat und Vaterland stritten und litten. Warm und herzlich hatte sie es gesagt und dabei einen nach dem andern so unbefangen angesehen, als sei es selbstverständlich, daß sie auch zu ihnen gekommen war und mit ihnen sprach, als wären sie freie Männer. War es nun dies, oder wehte bei ihren Worten etwas von der Begeisterung, die draußen durch alle deutschen Gaue flammte, auch ihnen ins Herz — keiner weigerte sich, als sie nun bat, einen Teil ihres Arbeitsverdienstes fürs Rote Kreuz zu opfern. Und dann ging sie lächelnd und froh von einem zum andern und gab jedem einzelnen von ihnen mit leuchtenden Augen die Hand. Das blieb ihnen lange ein großes Erlebnis.

Aber als dann die Nachrichten von draußen spärlicher kamen und die Aufseher, die sie in der ersten Aufregung und Begeisterung so ziemlich auf dem Laufenden gehalten hatten, wieder wortkarger wurden, gewann auch bei ihnen die alte Gleichgültigkeit wieder die Oberhand. Was ging es sie im Grunde denn an, was da draußen geschah — sie hatten ja doch keinen Teil mehr daran.

Nur einer war es, den ließ es nicht wieder ruhen. Der horchte in schlaflosen Nächten mit zusammengebissenen Zähnen auf das Rattern der Geschütze, die durch die Straßen fuhren, das Hufgeklapper vorüberreitender Schwadronen, das Hupensignal dahinsausender Militärautos, den Gesang ausmarschierender Truppen — fernes Hurra —

Oh, daß er hier hinter Eisenstäben gefangen saß, wie ein wildes Tier, nicht dabei sein konnte! Hinter einem Busch, einem Stein, einer Ackerfurche auf dem Anstande liegend, den Finger am Drücker — sprungweise vor — wieder niedergeworfen — da! Drüben ein Blitz ein Knall — drauf gezielt! So! Hei, das saß! Ja, ja — schießen konnte er wie der Deixel — darum saß er ja hier —

Mit einem Stöhnen preßte er die geballten Fäuste vor die Augen. Vier Jahre erst von den sechsen, die sie ihm aufgebrummt hatten, weil er den Förster, der ihn bei dem frischgeschossenen Reh ertappt, über den Haufen geschossen hatte! Er wußte, sie hatten schon lange auf ihn gefahndet, der Förster und der Herr Graf. Dem würde er's, sobald er wieder freikäme, schon noch eintränken, daß er ihn ins Zuchthaus gebracht, hatte er gedroht, als sie ihn abführten. Der Herr Graf aber hatte nur dazu gelächelt, ein leises, verächtliches Lächeln, das ihn nur noch mehr gegen ihn aufbrachte. Und stolz und aufrecht hatte er dagestanden, als ginge ihn das Gerede nichts an. — Und er — der Graf, wußte doch, daß der Alois Furtwanger traf, was er sich einmal mit Bedacht aufs Korn genommen —"

Und solch einen Kerl ließen sie dahinten; der mußte tatenlos zusehen, wie Bataillon an Bataillon in schütterndem Gleichschritt, singend und blumengeschmückt an ihm vorüber dem Feinde entgegenzog!

„Sprung auf! Marsch, marsch! Hurra!"

Ah — verwünscht! —

In zwei Jahren kam er frei. Keinen Tag eher. Aber sie würden ihn auch keinen Tag länger behalten können; denn er hatte sich stets gut geführt, sich nie etwas zuschulden kommen lassen — oh, er wußte, warum! Wohl war's ihm anfangs nicht leicht geworden, sich in die strenge Zucht hier zu fügen; aber er hatte schnell gemerkt, daß es nicht nur nichts half, sich dagegen zu stemmen, sondern sogar noch schadete. Sie hätten ihn sicher noch länger hier festgehalten, benahm er sich unbotmäßig. So aber mußten sie ihn, kam sein Tag heran, loslassen — und er konnte sich seine Rache holen. Leicht sollte es ihnen auch nicht werden, ihn hinterher wieder zu greifen, und wenn auch — seine Rache hatte er doch gehabt! —

Im ersten Jahr hatte er sich viel mit dem Gedanken an Flucht getragen. Aber die Gewißheit, daß er, mißglückte es ihm dieses erstemal, voraussichtlich nicht nur seine sechs Jahre, sondern noch Monate darüber hinaus werde absitzen müssen, hatte ihn davon abgeschreckt. Es hatte sich ihm auch nie eine rechte Gelegenheit dazu bieten wollen.

Wie aber, wenn jetzt — ?

Urplötzlich kam ihm eines Nachts der Gedanke, als draußen Stimmengelärm und das Hin- und Herwogen einer erregten Menge auf den Straßen verriet, daß wieder etwas Besonderes los sei. Wenn es ihm gelang, sich in einem solchen Augenblick unter die Menge zu mischen — wer würde dann in dem Gedränge groß auf ihn achten —

„Deutschland, Deutschland über alles!" brauste es von draußen herein, und den einsamen Mann packte es plötzlich so, daß er aufsprang und mit geballten Fäusten gegen die verriegelte Tür seiner Zelle hämmerte.

„Rauslassen sollt ihr mich! Rauslassen sollt ihr mich! Raus!" Fast besinnungslos schrie er es vor Wut — vor Sehnsucht — vor glühendem Verlangen —

Aber trotz seiner Erregung hört er auf einmal schnelle Schritte den Gang zu seiner Zelle herunterkommen. Da faßte ihn die Angst; mit einem Satz war er wieder an seinem Bett, warf sich darauf, zog die Decke über sich, stellte sich schlafend —

Ein Schlüssel klirrte im Schloß; die Tür öffnete sich; der wachehabende Aufseher trat herein und sah verblüfft den Sträfling ruhig auf seinem Lager liegen. Alois richtete sich scheinbar schlaftrunken auf, als er zu ihm herantrat.

„Was ist?" fragte er.

„Mir war's, als wäre hier Lärm," brummte der Aufseher. „Na, dann ist es wohl draußen gewesen."

Und mürrisch ging er wieder hinaus.

* * *

Es war viel, viel leichter gegangen, als er je zu hoffen gewagt. Freilich, der Aufseher hatte an dem Abend seine Gedanken nicht recht beisammen gehabt, weil er eben die Nachricht bekommen hatte, daß sein einziger Junge dort oben in Belgien, wo sie zwischen Deich und Düne erbittert um den Zugang zur Küste rangen, gefallen sei. Gar nicht gemerkt hatte er, daß einer der Sträflinge sich in der Werkstatt versteckt hatte und zurückgeblieben war. Seine Schicksalsgenossen aber, die es gesehen, hatten geschwiegen.

Von dort war es ihm dann ein Leichtes gewesen, nächtlicherweile über die Dächer niedriger Vorgebäude zu entkommen. Auch einen unverdächtigen bürgerlichen Anzug eines Trödlers zu erwischen, ohne entdeckt zu werden, war ihm geglückt.

Sein Brot erbettelte er sich unterwegs — willig taten sich ihm die Türen auf, sobald er sagte, er sei eingezogen und auf der Wanderung nach seinem Gestellungsort, habe aber seinen Mundvorrat schon aufgegessen und nun hungere ihn.

Erst als er sich eines Abends seinem Ziel, dem Schloß Hochstein näherte, fiel ihm plötzlich ein, daß alle seine Anstrengungen vielleicht ganz vergebens gewesen seien, der Graf schon im Feld. — So besessen von der Vorstellung, daß er ihn treffen müsse, koste es was es wolle, war er gewesen, daß ihm dieser Gedanke erst jetzt kam. Ein eiskalter Schauer lief ihm über den Rücken. Was dann?!

Es ließ ihm keine Ruhe mehr; unter einem geheimnisvollen Zwange trieb es ihn vorwärts, Stunde auf Stunde, Meile auf Meile, ohne sich Rast zu gönnen. Jede Minute schien ihm kostbar. —

Er überlegte sich auch gar nicht, wie er es machen solle, zum Grafen zu gelangen, fand sich nur auf einmal vor der Tür des gräflichen Schlosses stehen, hörte, wie er den ihm öffnenden Diener fragte, ob der Herr Graf zu Hause sei, fühlte halb unbewußt, daß der Mann ihn mit einem verwunderten Blick maß und hörte die Gegenfrage: wer er sei und was er von dem Herrn Grafen wolle; es sei doch schon nachtschlafende Zeit. Da ging es ihm mit einem Ruck durch die Glieder, daß er sich kerzengerade aufrichtete, und er antwortete laut: „Sagen Sie dem Herrn Grafen, der Alois Furtwanger sei da und wolle ihn sprechen!"

„Schön," sagte der Diener arglos und ging, ihn zu melden. —

Alois war allein. Totenstille herrschte im Haus; die Gräfin und die Kinder waren wohl längst zur Ruhe gegangen, nur der Hausherr noch auf. Er würde mit ihm allein sein — der Diener rechnete ja nicht — allein mit ihm unter vier Augen —.

Auf einmal schüttelte ihn ein ingrimmiges Lachen.

Narr, der er gewesen war! Wo hatte er denn seine Sinne gehabt, als er sich mit seinem Namen hatte melden lassen? Gleich würde der Diener wiederkommen, ihn hinauszuweisen, oder der Graf selber erscheinen, den Revolver in der Hand, die Hunde auf ihn hetzend. —

Noch immer die gleiche Stille. Nun fern im Gang das leise Gehen einer Tür, der Diener kam zurück und meldete mit unbewegter Miene: „Der Herr Graf läßt bitten."

Nach dem, was Alois Furtwanger noch eben gedacht, verschlug ihm diese Antwort fast den Atem; er starrte den Diener an, als habe er nicht recht gehört, und brachte nur das eine Wörtchen: „Was — ?" hervor.

„Der Herr Graf läßt bitten," wiederholte der Diener mit kühler Gelassenheit, und ging, ihm den Weg weisend, voran; benommen, fast taumelnd, folgte Alois ihm. —

Der Graf saß, als sein später Gast eintrat, ein Buch vor sich, an seinem Schreibtisch, den rechten Arm in der Binde. Er wandte sich nach dem Eintretenden um und winkte leise dem Diener, hinauszugehen und die Tür hinter sich zu schließen.

Alois blieb an der Tür stehen, die Mütze in der Hand, und für Augenblicke war es so still im Zimmer, daß man das Ticken einer kleinen Uhr vernahm, die auf dem Schreibtisch stand.

„Du!" sagte der Graf nun, als er sich mit ihm allein sah. „Dich hab' ich freilich nicht erwartet! Ist deine Strafzeit denn schon um?"

Sein Gesicht war hager geworden und blaß; es zeugte von überstandenen Strapazen und Schmerzen; Alois sah es sofort.

„Er war im Felde —," dachte er, „ist verwundet worden," und er brachte kein Wort hervor, sah ihn nur an, ein seltsames Gefühl, halb Neid, halb Bewunderung im Herzen.

Der Graf wartete eine kleine Weile auf Antwort; als aber nichts erfolgte, fragte er von neuem:

„Du sagtest, du wolltest mich sprechen. Was willst du von mir? Wie kommst du überhaupt hierher?"

Rauh, mühsam preßte sich Alois die Antwort ab.

„Ausgebrochen bin ich halt, Herr Graf!"

„Ja so —," sagte da der Graf und stand unwillkürlich auf — schweigend sahen sich die beiden Männer in die Augen. In denen des Wilderers flammte plötzlich etwas von dem Haß auf, den er lange Jahre gegen den Mann, der nun vor ihm stand, im Herzen getragen, so daß der Graf mit der freien Hand nach dem Schreibtischschubfach fuhr, in dem er seinen Revolver wußte. Alois erriet, was die Bewegung bedeuten sollte, und winkte abwehrend mit der Hand.

„Lassen Sie sein, Herr Graf," sagte er heiser. „Ich tue Ihnen nichts —."

„'s wär' auch eine Heldentat, einen Mann, der sich nicht wehren kann, über den Haufen zu schießen!" sagte der Graf, und dasselbe leise, geringschätzige Lächeln, dessen sich Alois nur zu gut erinnerte, trat in seine Züge. Aber jetzt gefiel's ihm, und die hochmütige Verachtung der Gefahr, die daraus sprach.

„Ich treff', was ich aufs Korn nehm', das wissen der Herr Graf!" sagte Alois düster. „Darum eben komm' ich her. Vor ein paar Wochen wär's freilich was andres gewesen; da hätten wir zwei beide uns nicht so gegenüber stehen können, ohne daß einem von uns der Finger an den Abzug gefahren wäre; aber jetzt — jetzt ist das alles vorbei —."

Eine jähe Röte stieg ihm ins Gesicht; man sah, daß es mächtig in ihm arbeitete, und plötzlich tat er einen Schritt auf den Grafen zu und faßte seine freie Hand wie zwischen einen Schraubstock in seine beiden Hände.

„Helfen Sie mir heraus, Herr Graf!" stammelte er. „Helfen Sie mir heraus! Darum nur bin ich ausgebrochen; darum komm' ich zu Ihnen — Sie wissen, was für ein Schütze ich bin — Sie können bezeugen, daß ich zu brauchen bin da vorn, wo's knallt. — Ich halt's nicht aus, daß ich da hinten bleiben soll —."

„Also so steht die Sache!" sagte der Graf. „In den Krieg willst du, und ich soll dir dazu helfen. — Ja, das ist freilich etwas ganz anderes, als ich erst von dir dachte —."

Alois hielt seine Hand noch immer fest.

„Sie helfen mir dazu, ja, Herr Graf? Sie tun's?" drängte er. „Danken will ich's Ihnen bis zu meinem letzten Stündlein —."

„Furtwanger!" sagte der Graf nicht ohne Bewegung. „Du bist doch ein seltsamer Kerl —."

„Bin ein Deutscher, Herr!" brach Alois aus.

„Nun hör' mir mal aufmerksam zu, Furtwanger," sagte der Graf mit Güte. „So wie du dir das denkst, geht es nicht an. — Still, laß mich ausreden, Mann. — Ein entsprungener Sträfling — mit unsren braven Leuten zusammen —."

Alois ballte die Fäuste, sein Atem ging keuchend.

„Herr Graf, sagte das wer anders als Sie, es sollte ihm bös bekommen! Ich bin kein schlechter Kerl."

„Du bist aus dem Zuchthaus entsprungen, in das du mit Fug und Recht gekommen bist," sagte der Graf streng. „So bist du kein Kamerad für unsere prächtigen Leute da vorn."

Ein warmes Leuchten kam in seine Augen; er dämpfte die Stimme.

„Ich hab' zwei Monate Seite an Seite mit ihnen gekämpft, Furtwanger, ich kenne sie — weiß, daß ich mich auf sie verlassen kann —."

Alois schlug sich mit der Faust gegen seine Brust; seine Augen glühten. „Das können Sie sich auch auf mich, Herr Graf."

„Nein," sagte der Graf ernst. „Das kann ich nicht. Denn ein Mensch, wie du, gehorcht nicht — kann nicht Mannszucht halten —."

„O doch, Herr, doch! Bin ich erst draußen!" beteuerte Alois.

„Erst beweis' es mir hier — dann will ich sehen, was ich für dich tun kann!" sprach der Graf. Alois suchte unsicher seinen Blick.

„Und wie — soll ich Ihnen — das beweisen?" fragte er leise, fast scheu.

Der Graf antwortete nicht gleich, und über seinem Schweigen fing Alois Furtwanger das Herz so wild zu hämmern an, wie noch nie in seinem Leben, auch nicht damals im Wald vor vier Jahren, als er den Förster aufs Korn genommen. Und nun griff der Graf plötzlich nach seiner Hand.

„Geh zurück, Furtwanger — stell' dich wieder! Dann will ich die Gnade Seiner Majestät für dich anrufen!"

Da riß Alois wild seine Hand aus der des Grafen.

„Das! Kommen Sie mir damit!" Er lachte bitter auf. „Dazu kam ich gerad' her!"

„Anders tu' ich's auf keinen Fall," sagte der Graf mit ruhiger Bestimmtheit. „Doch stellst du dich wieder und wirst dann begnadigt, will ich sehen, daß ich dich zu meinem Bataillon bekomme. Denn dann —," er tauchte seinen Blick mit gütigem Ernst in den des andern, der ihn wild und erbittert anstarrte, „dann weiß ich auch von dir, daß ich mich auf dich verlassen kann — ein Deutscher auf den andern —."

Er wandte sich ab, nahm ein kleines Büchlein von seinem Schreibtisch auf und blätterte darin, und für geraume Zeit sprach keiner von ihnen ein Wort. Alois Furtwanger stand da mit hängenden Armen, wie gebrochen, zwischen Auflehnung und Ergebung schwankend.

„In einer halben Stunde geht ein Zug von hier nach Ewerdingen; du kannst ihn noch bequem erreichen," sagte der Graf endlich, ohne sich umzuwenden, entnahm seinem Portemonnaie ein paar Mark und legte sie neben sich, „hier ist das Fahrgeld. Und auf Wiedersehen vor dem Feind!"

Eine Weile noch blieb alles still hinter ihm; dann näherten sich ihm leise Schritte; eine Hand streckte sich zögernd nach dem Gelde aus. — In diesem Augenblick hob der Graf den Kopf und sah den Sträfling an mit einem Blick, von dem Alois Furtwanger wußte, daß er ihn sein ganzes Leben lang nicht vergessen würde und vor dem er beschämt und verwirrt seinen eignen zur Seite lenkte. Er wollte etwas sagen, aber er konnte es nicht; die Kehle war ihm wie zugeschnürt, und scheu und leise, ohne Gruß oder Dank, schlich er sich, das Geld in der Hand, wie ein Dieb aus dem Hause.

* * *

Nun saß er schon seit Tagen und Wochen wieder hinter Schloß und Riegel und wartete auf das erlösende Wort, das kommen sollte und doch noch immer nicht kam. Finstre Stunden hatte er da, in denen er gegen sich selber wütete, daß er dem andern so ins Garn gegangen war — natürlich mußte es dem Grafen lieber sein, wenn er ihn in sicherem Gewahrsam wußte, als frei mit einer Waffe in der Hand.

Wenn er sich dann aber wieder ins Gedächtnis zurückrief, weniger was der Graf mit ihm gesprochen, als seine ganze mannhafte Art voll Ernst und Güte und jenen Blick voll Zuversicht und freudigen Vertrauens, mit dem er ihn zuletzt noch angesehen, dann schalt er sich selber wieder wegen seiner Kleinmütigkeit. Nein, ein Feigling war der Mann sicher nicht und auch kein Wortbrüchiger. Es fragte sich nur, wie weit sein Einfluß reichte.

Und da kamen sie wieder, die nagenden Zweifel. — —

Aber eines Tages wurde es doch wahr — da ließ ihn der Direktor zu sich rufen und sagte ihm, daß Seine Majestät ihm den Rest seiner Strafe auf dem Gnadenwege erlassen habe. Wie im Traum hörte er alles mit an. Dann stand er noch einmal in seiner Zelle — zum letzten Male. Draußen marschierte gerade wieder singend Trupp auf Trupp die Straße hinab dem Bahnhof zu.

„Wartet — bald marschiere auch ich so in Reih und Glied!" dachte Alois da und auf einmal überkam ihn ein so übermäßiges Frohgefühl, daß es ihn auf seine Knie niederzwang. Er wollte beten, für sich — den Grafen — den Kaiser; aber er suchte vergeblich nach Worten. — Da hob er nur inbrünstig seine gefalteten Hände gen Himmel: „Für's Vaterland!"

„Die Räuber."

Von Villiers de l'Isle-Adam.

Die beiden kleinen, durch einen Feldweg verbundenen Provinznester lebten in Eintracht und Frieden und stillvergnügt dahin. In ihren Geschäften, Gebräuchen und Ansichten gab es keinen Mißton.

Der Gemeinderat zeichnete sich wie überall durch große Heftigkeit aus, — die Bürgerschaft sicherte sich seine und ihre eigene Hochachtung. In den glücklichen Städtchen lebten also alle vergnügt und friedsam, bis an einem dunklen Oktoberabend der alte Geiger von Neyrac Hunger verspürte und den Glöckner von Bibrac auf der Landstraße unter dem Schutze der Nacht etwas unhöflich um Geld anging.

Der brave Bürger erkannte in seinem Schrecken den Geiger nicht und händigte ihm unverzüglich seine Barschaft aus. Zu Hause angelangt, erzählte er sein Abenteuer so dramatisch, daß den erhitzten Gemütern der Bettler zu einer Räuberbande wurde, die ausgehungert Südfrankreich durchzog und durch Mord und Feuersbrunst ihren Weg kennzeichnete.

Die klugen Bürger des Städtchens taten ihr Bestes, um dies Gerücht zu verbreiten und übertrieben, wie es jedem Besitzenden ziemt, wenn er von jemanden hört, der auf Geld spitzt. Sie wußten alles ganz genau, waren sie doch der Geschichte auf den Grund gegangen, denn sie hatten nach einem reichlichen Abendschoppen den Glöckner kommen lassen und ihn genau über das Abenteuer ausgefragt. Jetzt kannten sie seine Geschichte besser wie er.

Am folgenden Tage, es war der fünfzehnte November, kehrte ein jeder mit wichtiger Miene, unternehmend, den Hut schief auf dem Kopfe, aus dem Wirtshaus heim. Die Ehefrauen warfen sich ihnen um den Hals und ihre Eitelkeit angenehm kitzelnd, nannten sie ihre Männer: Musketiere und Ritter.

„Weißt du was neues? Morgen früh gehe ich über Land!"

„Ach du mein Gott!"

„Der Michaeli-Zins ist fällig, ich muß ihn selbst beim Pächter holen, denn . . ."

„Du gehst mir nicht!"

„Warum denn nicht?"

„Die Räuber."

„Pah, da hab' ich schon ganz andere Sachen erlebt!"

„Du gehst mir nicht!" sagte energisch jede Ehefrau, wie es sich für Leute, die einander durchschauen, paßt.

„Ach mein Schatz, beruhige dich. Um dir Angst und Aufregung zu ersparen, haben wir beschlossen, alle miteinander zu gehen. Die Jagdflinten nehmen wir auch in einem großen Wagen mit. Unsere Ländereien liegen in der Nachbarschaft und am Abend sind wir zurück. Also trockne deine Tränen und gestatte, daß ich endlich die Nachtmütze aufsetze."

„Nun, wenn ihr alle zusammen geht, kann nichts geschehen, dann darfst du selbstverständlich auch keine Ausnahme machen," sagten die Gattinnen allzu schnell beruhigt.

Welch' herrliche Nacht. Die guten Leute träumten von Ueberfällen, Mord und Totschlag, Turnieren und Lorbeerkränzen. Gestärkt und frisch erhoben sie sich beim ersten Sonnenstrahl.

„Vorwärts!" schnaubte ein jeder, während er in die Strümpfe fuhr.

„Vorwärts, man stirbt nur einmal," laut genug, daß es die Frau hörte.

Die Damen bewunderten die modernen Paladine und stopften ihnen die Taschen voll Hustenplätzchen.

„Ein letzter Kuß," rief jeder in der Haustüre.

Sie versammelten sich auf dem Kirchplatz, wo die Junggesellen sie bereits erwarteten. Alle machten sich finsteren Blickes an ihren Jagdgewehren zu schaffen. Es schlug sieben Uhr, der Wagen setzte sich mit den vierzehn Gutsbesitzern in Bewegung. Lange wehten die Taschentücher aus den Fenstern.

Es war ein guter Tag.

Die Bürger lebten flott und kulant dem Geschäft, ehrbar und unbescholten. Jeder speiste bei seinem Pächter, zwickte die Tochter ins Kinn, schnürte den gefüllten Beutel um und wechselte mit der Familie geistreiche Sprichwörter wie:

„Gute Geschäfte machen gute Freunde. — Wer arbeitet, betet. — Wer seine Schulden bezahlt, bereichert sich. —

Der Leiterwagen machte die Runde und bald befand man sich vereint auf der Heimreise.

Der Nebel lagerte bereits über den Wiesen. Wie ein Schatten fiel er auf ihre Seelen.

Es wurde Nacht. Die Pappelbäume warfen lange Schatten, der Wind spielte in den Hecken. Inmitten der lautlosen Natur fielen die Hufschläge der drei Mecklenburger; in der Ferne heulte, unheilverkündend, ein verirrter Hund. Fledermäuse umschwirrten die blassen vom Mondstrahl traurig beleuchteten Reisenden. Man griff ab und zu nach dem Gewehr zwischen den Knien, auch nach der Geldtasche, um sich von ihrem Vorhandensein zu überzeugen. Kein Mensch wagte zu reden.

Da, an einem Kreuzweg, zeigten sich entsetzliche Gestalten; Gewehrläufe funkelten, Pferde stampften. „Wer da?" klang es schaurig aus der Finsternis. Im selben Moment erschien der Mond zwischen zwei dunkeln Wolken.

Ein riesiges Gefährt mit bewaffneten Männern versperrte den Weg.

Wer waren die Männer? Räuber! Banditen! Wegelagerer!

Ach nein, es waren nur die harmlosen Bürger des benachbarten Bibrac, die denselben Gedanken wie ihre Brüder von Neyrac ausführten. Nach getaner Arbeit kehrten sie wie diese in ihre Ortschaft zurück und kreuzten sich auf der Landstraße mit ihren Nachbarn.

Kreidebleich starrten sie einander an. Die Furcht, welche sie sich in ihrer fixen Idee befangen einflößten, zeigte sich auf ihren verzerrten Mienen. Mit Blitzesschnelle verwandelte sich in der Dunkelheit ihr Geflüster in grauenhafte Drohungen; ein Flintenhahn blieb an einer Bank hängen und schnappte zu. Die Kugel schlug einem Bürger von Neyrac die Gänseleberpastete aus der Hand. Er hatte sich ihrer als Wurfgeschoß bemächtigt.

Der Gewehrknall warf den Funken ins Pulverfaß. Wildes Delirium ergriff die Gesellschaft und ein kräftiges Gewehrfeuer setzte ein. Der Wunsch, Leben und Geld zu retten, machte sie blind. Eine Kugel nach der anderen wurde in den Lauf geschoben, zitternd schossen sie auf den gegenüberstehenden Haufen. Pferde stürzten und rissen die Wagen mit, aus dem Provisionen und Verwundete kollerten. Letztere erhoben sich mit Löwenmut und setzten das Feuer fort, ohne den Feind im Rauch zu erkennen. Die Verzweiflung gab ihnen ungeahnte Kräfte. Es war ein Vernichtungskampf.

Unterdessen vernahmen „die Räuber" (einige arme Teufel, die aus Hunger hie und da ein Brot oder eine Schnitte Speck sich angeeignet hatten), bebend vor Angst, in ihren Schlupfwinkeln den Lärm des furchtbaren Kampfes, der Wind trug ihnen die Wehrufe der Bürger und die Schüsse zu. In großem Schrecken glaubten sie, daß man eine Riesenhetze auf sie mache. Entsetzt sprangen sie von ihrem Kartenspiel auf und starrten ihren Führer an.

Der alte Geiger war einer Ohnmacht nahe, seine Beine schlotterten; was er vernahm, ging über sein Begriffsvermögen.

Er blieb einige Minuten fassungslos stehen. Das Gewehrknallen dauerte fort. Plötzlich sahen die guten Räuber, wie er nachdenklich den Finger an die Nase hob.

„Kinder, es ist undenkbar! Das geht uns nichts an, ein Mißverständnis . . . eine Verwechslung . .! Eilen wir mit unseren Blendlaternen den armen Verwundeten zu Hilfe. Der Lärm kommt von der großen Straße."

Vorsichtig schlichen sie durch das Gesträuch zum Kampfplatz — der Mond beleuchtete die Greueltat.

Der letzte überlebende Bürger hatte sich beim hastigen Laden aus Zufall eine Kugel in den Kopf gejagt.

Beim Anblick der Toten, die übereinander auf der blutigen Straße lagen, blieben die Räuber sprachlos stehen. Langsam kam ihnen eine Ahnung des wahren Sachverhaltes.

Der Anführer pfiff und die Laternen stellten sich im Kreis um ihn auf.

„Meine lieben Freunde," flüsterte er heiser, seine Zähne schlugen vor Angst aufeinander, „meine Freunde, nehmen wir schnell den braven Leuten ihr Geld ab. Wir gehen sofort über die Grenze; wir müssen schnell fliehen und dürfen nie mehr hierher zurückkehren!"

Und als seine Kameraden ihn verständnislos anstarrten, deutete er auf die herumliegenden Leichen und sagte mit tiefer Menschenkenntnis:

„Denn sie werden beweisen — daß wir es waren — —"

— Erkannt. Onkel: Fritz, wie spät ist es denn?

Neffe (Student): Ach, mir ist die Uhr stehen geblieben.

Onkel: Was, heute, wo wir erst den Sechsten haben, da bleibt dir schon die Uhr wieder stehen?

— Boshaft. Gatte (als die Frau eine Rede im Frauenverein halten will und schon vierzehn Tage daran herumstudiert): Schau, Alte, bei mir bringst die schönsten Reden ganz ohne Vorbereitung z'samm'!

— Angenehmer Zweifel. Herr Kneisel kommt in später Stunde stark angeheitert nach Hause. Da er nicht wie sonst mit den üblichen Gardinenpredigten empfangen wird, fragt er sich nicht ganz erstaunt: „Jetzt weiß ich nicht — bin ich noch ledig, oder bin ich schon Witwer?!"

— Mißverständnis. Fremder (enttäuscht): Eine nette Sommerfrische: Kein Baum, kein Strauch, soweit man sieht, hoffentlich gibt's wenigstens Wasser in der Gegend.

Bauer: Selbstverständlich! Frau, bring' dem Herrn mal 'n Glas Wasser!